

Bunte Bilder aus der Südsee

Autor(en): **Hunziker, M.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **11 (1912-1913)**

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-750615>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

BUNTE BILDER AUS DER SÜDSEE

Drei Jahre war ich Krankenschwester in Deutsch Neu-Guinea.

Oft wollte ich vergangene Bilder festhalten, doch stets überkam mich dabei ein lähmendes, peinliches Gefühl. Wie viel hatte ich einst in diesen primitiven Tagen gewollt und wie blutwenig gekonnt! Ich blättere nur noch wie in einem bunten Traumbuch und sehe zurück in ein grelles und versunkenes Land, von dem einzelne Hügel und Hügelchen noch beleuchtet sind.

Wie ein Potpourri liegt vor mir ein buntes Gemisch verschiedenster Motive, ein Salat von Heldentum, Trivialität, Freiheit, Kerkerluft, Edelsinn, Barbarentum, ein Gemisch von Stumpfsinn, Katastrophen, Jovialität, Leiden, Arbeit und unendlicher Langeweile, oft alles zusammen im selben Menschen und stets in ewigen Sommer getaucht.

Ich glaube, die tropische Alltäglichkeit ist noch alltäglicher wie die europäische, das Gehirn dumpfer und die Leerheit wie grell erleuchtet. Sie fängt an zu schmerzen und will um jeden Preis ausgefüllt sein. Der Elastische sucht nach neuen Zielen und Eindrücken, der Durchschnittsmensch gießt Ströme Alkohols hinein und arbeitet in ausgelassener Jovialität, der Starrgewordene läuft herum, so bitter wie eine unverdünnte Chininlösung. Wie ein Automat erzählt er jedem den selben Ärger, das selbe Unrecht, das ihm geschehe, und wenn ich diesen für die Tropen ebenfalls charakteristischen Typ traf, musste ich stets an ein gespenstiges Bild in einem meiner alten Märchenbücher denken: Mit einem großen Nagel in der blutenden Stirne steht der Kapitän am Maste festgeheftet. Das Schiff gleitet weiter durchs wüste Meer und übermütig trinkt die meuternde Besatzung dem starren, bleichen, festgenagelten Manne Mut zu.

Diesem Nagel gleichen die steifen, müden, verärgerten Gedanken; auch den Besten lassen sie nach Sensation hungern.

Eine kleine Szene ist mir noch in Erinnerung. Im Krankenhause, auf luftiger Veranda, spähten wir nach dem Postdampfer, der sechswochenalte Neuigkeiten aus Europa bringen sollte. Es war eine stille Zeit. Nur drei Rekonvaleszenten und eine ihr Baby erwartende, ungeduldige, etwas heimwehkranken Frau besiedelten

das Hospital. Noch immer war das Universalmittel, der alle vier Wochen wiederkehrende Postdampfer, nicht da.

„So könnte doch wenigstens etwas anderes passieren!“ rief einer.

„Was denn?“

„Nun, ein bisschen Mord und Totschlag, ein kleiner Skandal, oder ein ausgiebiger Krach, was es hier zu Lande so gibt. Nicht einmal ein bisschen Fieber bring ich fertig!“

Er sah nach seinem Thermometer. Unter derlei geistreichen Gesprächen trennten wir uns am Abend.

„Ship broke down! Look out!“ schrien die Boys am andern Morgen. — Also in aller Herrgottsfrühe war schon etwas Annehmbares passiert.

Ja, da lag, Kiel nach oben, ein Küstendampfer gestrandet am Riff. Gerade vor unserer Station. Der weiße Bug glänzte an der Sonne.

Es war ein herrlicher Morgen. Unser langgestrecktes Hospital lag auf einem mit üppigem Allen-Allengras überwucherten Hügel, dem Ausläufer einer großen Kokosplantage. Die gelben Riesennüsse waren das Entzücken unserer Schwarzen.

Uns gegenüber, jenseits des Meerarmes, getaucht in silbernen Duft, lagen flache Eilande, und hinter ihnen erhoben sich grüne, doch leis verblauende Berge, eine hohe, nie erstiegene Wildnis. Und links im Norden lag hügelumsäumt die liebliche Blanchebay, flankiert von einem überwucherten Vulkankegel, zu dessen Füßen sich eine gelbbraune Kraterhöhle öffnete. Im Süden griff die immergrüne Urwaldszunge ins stille Meer hinein. Ein Paradies. Doch wie müde wurde man dieser ewig sömmerlichen Landschaft nach einem Jahr! Wie ereignisreich erschien der europäische Wechsel der Jahreszeiten!

Das Schiff lag gestrandet, Kiel nach oben, im Tropenparadies der einzige Gegenstand, der faszinieren konnte. Auf allen Gesichtern stand eine gewisse Befriedigung.

„Für den Lloyd ein Verlust, für uns eine Ablenkung.“

Es wurden Boys geschickt, sich nach Menschenleben zu erkundigen. Das Riff musste dem Kapitän bekannt sein wie seine Westentasche. Und trotzdem diese Weihnachtsbescheerung. Ein neues Schiff! „Endgültig abgesoffen,“ wie einer sagte.

„Kann abgeschleppt werden,“ meinte ein Anderer. — „Kommen die Boys denn noch nicht zurück?“

Ja, so war's gegangen: der Kapitän, müde vom Fieber und den vielen Nachtfahrten, hatte just im verkehrten Augenblick geschlafen. Der Chinese, der am Steuer war — man weiß ja, wie heimtückisch Chinesen oft sind — steuerte vielleicht absichtlich auf das Riff los.

Bald kam der Kapitän ins Hospital — nervös, fiebernd, niedergeschlagen. Er hatte das nackte Leben mit Mühe gerettet. Ein tüchtiger, braver Mann — wo war jetzt seine Seemannsehre?

Von allen wurde er warm und kameradschaftlich empfangen, von abgehärteten Seelen mit Takt getröstet.

Unser Wohltäter! Wie dankbar waren wir ihm!

* * *

Oft hatten wir wochenlang fast über unsere Kräfte zu sorgen und zu pflegen. Dann kamen wieder stillere Zeiten. Noch sehe ich Reihen wachsbleicher Gesichter vor mir, hilflose Menschen, die allmählich kräftig und fröhlich wurden.

Ein Todesfall war eigentlich selten. Während drei Jahren stand ich an vier Sterbebetten und Gräbern.

Am Sarge richtete dann meist ein grundehrlicher Missionar eifernde Worte an die übrige Tropengesellschaft, die dem Toten fast stets treulich und vollzählig Heeresfolge leistete, und über deren Leichtsinn und Unglauben sich im allgemeinen der fromme Mann bei dieser Gelegenheit entrüstete.

„Der da unten hat die ewige Ruhe und uns schmeckt nach der heißgemachten Hölle das Eisbier desto besser,“ bemerkte einst ein Begleiter nach beendigtem Sermon. „Was will man mehr in diesem Affenlande!“ —

Und wie verschieden waren die Toten, die man vom Hospitale zu dem kleinen, heißfeuchten Friedhofe geleitete.

Kleinere deutsche Kriegsschiffe kreuzten zuweilen Neu-Guineas Inselreich. Von einem wurde eines Tages ein blutjunger Matrose zum Hospitale getragen. Wochenlang hatte er in heißer Koje unsäglich gelitten, und nach zwei Tagen wussten auch wir: Er kam zum Sterben.

In den kurzen Pausen seines quälenden Leidens sah er mit hellen Augen um sich und schien mit Sachkenntnis die Vorteile des auf Pfählen und Pfeilern ruhenden Krankenhauses zu erwägen. Noch höre ich die klare Seemannsstimme des blassen, blutjungen Flachskopfes, höre seine nüchternen, sachlichen Worte, sehe die blauen, gemütvollen Augen. — Sie wussten nichts von Tod und ewigem Abschiednehmen. — Und doch waren die Nächte qualvoll, der Puls eines Mittags kaum noch zu fühlen. — Sein Schiff lag wieder an der Küste vor Anker.

Der Arzt, zwei Kameraden und ein junger Offizier kamen, den Sterbenden zum letztenmale zu begrüßen.

„Benecke“, sagte der Offizier und trat leise zu dem Kopfkissen. „Haben Sie irgend etwas — zu sagen?“

Keine Antwort. Der Kranke war todmüde.

„Benecke, Sie werden wohl hier im Hospitale in Neu-Guinea bleiben, währenddem wir nach Europa — nach Deutschland zurückkehren. Haben Sie mir vielleicht an Ihre Familie etwas mitzugeben?“

Keine Antwort, die Augen geschlossen, sterbensmüde lag er da.

„Benecke,“ sagte der junge Offizier nochmals eindringlicher und schärfer: „Haben Sie mir etwas mitzuteilen?“

Da schlug der junge Matrose rasch die Augen auf: „Ja wohl,“ sagte er, „ich habe zu bemerken, dass die Ventilation hier besser funktioniert — wie auf dem — Schiffe.“

Sachlich, gehorsam, sah er den Frager an. — Dann war er von seinen Qualen erlöst. —

Der zweite Tote war kein frischer, blauer Junge, sondern eine problematische Existenz, wie sie zuweilen in jenen Gegenden stranden. Er hatte sich im Archipel als Pflanzer herumgetrieben und wurde endlich irr und wirr mit aufgedunsenem Gesicht im Hospitale gelandet. Die andern Patienten gaben Kommentare:

„Früher Offizier gewesen.“

„Wollte sich als Pflanzer in der Südsee niederlassen.“

„Hat den chinesischen Feldzug mitgemacht.“

„Dort gekämpft, trägt Narben.“

Es lag etwas unsäglich Gemeines und Verkommenes in seinem Gesicht. In der kurzen Zeit, in der er halbwegs klar sprach, stotterte er lachend von seinem bevorstehenden Ende.

Er servierte Zigarren: „Nehmen Sie, meine Herren, so lange ich noch warm bin, es schmeckt so besser. Endlich hat auch die Berappungsarie ein Ende. Schöne Arie! Bei mir stets eine schöne Arie gewesen.“

Die Rekonvaleszenten im Saale, Pflanzer und Unterbeamte, waren ein dankbares Publikum.

„Todesfurcht hat der Kerl nicht für fünf Pfennige. Nicht für einen halben.“

Nein, die hatte er nicht. Eines Tages verlor er die Besinnung. Sein Gesicht wurde noch schlaffer. Er kam nicht mehr zu sich und starb eines Abends. Dann wurde er bleich und bleicher, seine Züge immer fester und starrer. Sie verwandelten sich von Minute zu Minute. — Voll Ehrfurcht stand ich an seinem Lager: Etwas unsagbar Edles lag jetzt im Gesichte.

„Jetzt ist er, wer er einst wohl gewesen,“ sagte ich zu einem der Rekonvaleszenten, der leise neben mir das Sterbezimmer betrat.

„Was er hätte werden sollen,“ gab dieser ergriffen zur Antwort.

Der Arzt kam wieder.

„Herr Doktor ist es war, dass er den chinesischen Feldzug mitgemacht hat?“ frug jemand.

„Vielleicht, ich glaube: ja,“ meinte dieser. „Aber zuletzt auf chinesischer Seite.“

Wer und wo waren seine Angehörigen? Niemand wusste es. —

An jenem Abend wurde auf einer der großen Pflanzungen ein rauschendes Fest gefeiert, von dem unsere Boys, die noch rasch dort herumgelungert, Wunderdinge erzählten: „Flowers, drinks, kaikai, plenty too much.“ Das Pidginenglisch hatte nicht Worte genug.

An jenem Abend hielten auch die Eingebornen unten am Berge eines ihrer Tanzfeste ab. Ihr eintöniger Gesang drang in nimmermüden, dumpfen Wellen zum Hospitalhügel empor, bis tief in die Nacht.

Es war heller, magischer Mondschein, jener wunderbare Vollmondzauber, dessen kühles, blutleeres Leuchten die Seele wie fremde Geisterwelt umfängt. Wir Schwestern lagen zu Bett in unserm Bungalow.

Da, zwischen eins und zwei, klingelte die eine unserer beiden elektrischen Glocken.

Ich fuhr auf. Es war meine Sache, aufzustehn. — Die Patienten fand ich schnarchend in ihren Betten und keiner wollte geklingelt haben. Mürrisch wies jeder dies Ansinnen zurück. — Wer sollte es denn getan haben? Das Totenzimmer war leer, nur die Fluten der magischen Mondwelt hatten von ihm Besitz genommen. Sein letzter Bewohner lag unten am Berge aufgebahrt. Ich wanderte leise die lange Veranda auf und nieder. Drei schwarze Diener stöhnten in Träumen unter ihren Wolldecken. Die großen schwanken Palmblätter wiegten ihre silbernen Lichter hin und her; ein irreführendes und doch fast unhörbares Flüstern lag in ihren Zweigen. Wie leuchteten die schneeweißen Dächer! Wie Phosphorglanz glitt er gespenstig über mein Kleid.

Ja, wer hatte denn geklingelt, so laut, so lang: ein Mondsüchtiger? ein Träumer? oder war es Ulk? In den Tropen ist alles möglich. Und doch war mir seltsam zu Mut. Sollte eine fremde, unsichtbare Welt in diese hineinragen? Fast empfand ich so etwas. Dann dachte ich an Neu-Guinea im Tageslicht und ging ernüchtert zu Bette.

Der dritte Tote verlangt eine Vorgeschichte.

Es mögen jetzt, da ich schreibe, zehn Jahre vergangen sein, es war längst vor meiner Zeit, als drei Stunden hinter unserer Ansiedlung an Europäern eine Mordtat geschah. Der Tropenklatsch überlieferte sie nach längern Zwischenräumen immer wieder dem Neuling.

In einem Gebiet, um das sich zwei Häuptlinge stritten, kaufte ein Pflanzer Land und baute, wie üblich, sein Bretterhaus, um mit Frau und Kind um Existenz und Verdienst zu ringen. Die Frau feilschte mit den Eingebornen, wie dies so Sitte ist, und zwar in Anbetracht ihrer großen Einsamkeit wohl etwas zu viel; kurz, die Eingebornen, die vielleicht nirgends ihren Vorteil gewahren konnten, beschlossen, möglicherweise dessentwegen, ihren Tod um so rascher. Die volle Wahrheit über die Beweggründe, warum just diese und nicht andere Ansiedler dran glauben sollten, war wohl nicht zu erfahren.

Eines morgens, als die Frau nach Kleinsiedlerart auf der Treppe hockte und feilschte, wurden ihr von Weibern Eier gebracht — so erzählt die Fama — und sie begann zu markten. Unterdessen umschlichen Schwarze das Haus, drangen leise in ihrem Rücken ein, der erste Keulenschlag streckte die Frau, der zweite den Knaben nieder. Von schwarzen Dienern geholt, kam der Mann angesprengt, sah waffenlos den Tumult und rannte, wie er erzählte, besinnungslos fort, um Hilfe zu holen. Als er wiederkam, fand er die Frau samt seinem einzigen Kinde mit eingeschlagenem Schädel auf dem Bretterboden.

Dies geschah lange bevor ich selbst Neu-Guineas Boden betrat, und erst in der zweiten Hälfte meines Aufenthaltes ließ mich ein fröhliches Ereignis das Bungalow am Urwaldrand betreten. — Noch immer war es eine einfache Bretterwohnung auf Pfählen, doch jetzt mit Berliner Nippes, Decken, Bierseideln und höchst sonderbaren Photographien geschmückt.

Der Witwer hatte einen jungen Kompagnon erhalten, dieser hatte von Berlin bald eine fesche Frau mitgebracht, und als Familienzuwachs in Sicht war, erschien im Urwalde die stattlichste aller Schwiegermütter. Redselig, selbstbewusst, für Weißbier und Cervelatwurst schwärmend, begeistert von Kneippschen Methoden, imprägniert von Lahmanns Weisheit, war sie im Begriff, ganz Neu-Guinea mit allem, was drin kreuchte und fleuchte, an ihren mütterlichen Busen zu drücken und zu protegieren.

Ein kleines, zartes Kind ward geboren, in gehobener Stimmung der freudige Moment begossen, der Liebe Gott dabei nie außer Sicht gelassen, und die schwiegermütterlichen Reden glichen einem Bergstrom, der jubelnd, brausend jedes Hindernis beseitigt.

An Stelle der Cynismen eines tropischen Junggesellenlebens sehen die pfahlbürgerlich verzierten Wände legitime Freudenergüsse; wo einst grausam gemordet, hörte man jetzt Kneipps und Lahmanns Evangelien.

Der Witwer, der mit im Hause wohnte, saß meist still da. Später legte er eine Platte auf sein neuerhaltenes Grammophon. Sie war derb und nicht sehr anständig. Er wollte eben mal was anderes hören. Und der Arzt und ich hatten viele Bedenken, denn wir waren weder in Wörishofen noch im weißen Hirsch gewesen. Umsonst. Machtlos wich der Mensch der Götterstärke.

Es gab nicht Totschlag noch Mord im alten Bungalow, nur Malaria, Schwarzwasserfieber und Dysenterie hielten still ihren Einzug. Nach wenigen Monaten wurde ein bleiches, greisenhaftes Geripplein begraben, der junge Ehemann kam sterbend ins Krankenhaus und die forsche, kapitalkräftige Schwiegermutter stand nach dreimonatlichem, unmenschlichem Leiden, und nachdem sie in ihrer gewichtigen Persönlichkeit über zwei Zentner zur Südsee getragen hatte, als schlanke, gebrochene Frau von fünfundneunzig Pfund wieder auf.

Vor ihrer Abreise — denn so rasch wie möglich mussten sie und ihre nun verwitwete, kinderlose Tochter das so triumphierend betretene Land verlassen — vor ihrer Abreise sagte sie plötzlich: „Schwester, glauben Sie mir, in jenem Bretterhause liegt ein Fluch, ein schwerer Fluch; keiner kann dort gedeihen — keiner!“

Ich sah ihr skeptisch in die Augen und dachte an die medizinische Verblendung Halbgebildeter, die in den Tropen der größte Fluch ist, den einer auf sich legt.

Doch sie fuhr fort: „Dort liegt ein Fluch: Schwarze Weiber, Gotteslästerung, das elende Saufen. Was mag da alles früher geschehen sein!“

Ich schwieg. Es war zu spät. Auch möchte ich nicht den kleinsten Stein gegen diese gebrochene Frau aufheben. Wie oft hatten an ihrem entsetzlichen Krankenlager meine überarbeiteten Nerven mir Streiche gespielt.

Bald sollte ich Ähnliches am eigenen Körper erfahren.

Einschalten möchte ich hier, wie mir oft fühlbar wurde, dass eine feine Elastizität des Geistes, ein gewisses psychisches Kolorit dem eigenen Innenleben im fremden Klima verloren geht. Nicht allein die primitiven Verhältnisse, das Sinnfällige machen den alten Kulturmenschen brutaler. Es ist, wie wenn in diesem ewigen Sommer die feinsten Elemente der Persönlichkeit lahmgelegt würden, bei einer zunehmenden Reizbarkeit des Nervensystems. Ein leises Grauen ergriff mich oft vor mir selbst, wie wenn jenseits der klaren, nüchternen Bewusstseinschwelle ein steinernes Haupt der Medusa läge.

Ist es vielleicht der Blick dieser steinernen Totenaugen, welcher die große Menge hilft, sinnlos zum schwarzen Fleischmarkt treiben,

zu Strömen von Alkohol, zu Fliegen, die nur der entartetste Teufel in der größten Not frisst.

Trüben Betrachtungen mögen sonnige Bilder folgen, und nur als logischen Übergang zu einer lieblichen Rekonvaleszenzzeit stelle ich fest, dass ich einen Monat schwer krank lag, drei Tage dem Tode näher als dem Leben.

Während meiner Leidenszeit besuchte mich oft eine ältere Dame, die, einzig in ihrer Art, nahe der Küste, doch einige Stunden von uns entfernt, mutterseelenallein als Farmerin lebte. Schwester Beate hatte einst als junge, gestrenge Diakonissin zu Zeiten Emin Paschas Ostafrikas heißen Boden betreten und später Kraft und Gesundheit den primitivsten Zuständen Neu-Guineas gewidmet. Einst wollte sie, so viel ich weiß, ihr altes, deutsches Heimatland aufsuchen, doch wie die meisten Exoten aus kleinbürgerlichen Verhältnissen kam sie in die Heimat zurück, um zu wissen, dass sie heimatlos geworden war.

So wurde Neu-Guinea ihr Vaterland. Sie lud mich ein, und eines schönen Tages brachte mich der stets hilfsbereite Arzt und Vorgesetzte auf seinem Wagen zur fernegelegenen Farm.

An jenem Tage genoss ich Gottes freie Tropenwelt, wie wenn ich zum erstenmal auf einem Dogcart über holperige, verschwemmte Wege durch ein farbenfunkelndes, geheimnisvolles Paradies führe. Und alles so weit, so licht!

Ich vergaß körperliche Misere, Schwäche, Neuralgie, vergaß mein greisenhaftes Aussehen, welches mir so wenig Hoffnung auf endgültige Genesung und so viel Gedanken an dauerndes Siechtum ließ. Der Morgenglanz, die Farbenpracht, die lichte Weite, die blendende Höhe, das blaue Meer, der Wellenschaum, Palmen- und Urwaldsgrün, alles warf mich in Trunkenheit.

Ich saß stumm. Auf dem besten Wege in das Nirwana seliger Gefühle zu versinken, machte mich der Doktor umständlich mit den Vorzügen seines Pferdes bekannt. Und da man in den Kolonien nicht sentimental werden soll, bemühte ich mich sofort, dieses Gespräches würdig zu erscheinen.

Dann fuhren wir dem lieblichsten aller Meerbusen entlang. Aus seiner zarten Bläue sprangen die Fische der Sonne entgegen. Wie jubelnde, mutwillige Lichter schnellten sie empor. Ein Glänzen war's vom Himmel zum Meere und vom Meere zum Himmel;

weitästige Urwaldriesen beschatteten den von weißen Korallen übersäten gelben Strand. Mit Lanzen, Pfeil und Bogen schossen schwarze, elastische Gestalten nach den Fischen und glitten in Canus, langen ausgehöhlten Baumstämmen, durch die Wogen. Und dort standen wie Hänsel und Gretels Zuckerhäuschen die mit glizerndem Wellblech bedachten Coprahütten unter wiegenden Palmenästen. Wir fuhren an einer Plantage vorbei, auf der sich kürzlich ein schöner samoanischer Halfcast vergiftet hatte. Wunderhübsch von blühenden Sträuchern umrahmt, lag die Besetzung auf dem Hügel. Vor wenigen Wochen hatte ich in jenem umblühten Hause mit meinem Begleiter vor dem Sarge gestanden. Noch sehe ich die Mutter, die einer eingewanderten, samoanischen Königsfamilie angehörte, klagend, jammernd, leidenschaftlich über die Leiche des Sohnes geworfen und den Vater, einen blassen Norddeutschen, hilflos ans Krankenlager gefesselt.

Wieder wollte ich ins Nirwana der Gefühle versinken. Doch man soll in den Kolonien nicht sentimental werden.

Der Doktor unterhielt mich jetzt etwas umständlich über die Unsitte des Leichenküssens im Lichte der modernen Asepsis.

Jetzt kam der Marktplatz. In bunten Lappen, mit weißgekalkten Wollhaaren und ziegelroten Zähnen und Lippen, Bethelnuss kauend, hockten junge und alte Weiber mit ihren Kindern und einigen Männern herum. Die Kinder auf dem Rücken, Schilfkörbe am Arm, kamen andere angetrottet.

Noch ein Stück weiter und ich lag am Ziele auf luftiger Veranda im Liegestuhl. Eine Katzenmutter mit drei Jungen lag zu meinen Füßen, ein bunter Papagei machte Lärm vor ihr, eine Herde Küchlein umpiepst mich und sechs Truthühner kamen sofort mit schrillen, klagenden Stimmen wie zum Kondolenzbesuch. Zuweilen zeigte sich dicht neben mir der Kopf einer alten, treuen Dogge und in regelmäßigen Zwischenräumen sahen durch rotblühende Hibiscusäste zwei große Pferdeaugen, prüfend und bedächtig nach mir aus.

Zudem genoss ich das Wohlgefühl, in kranken Tagen einen durch und durch wahren, edel denkenden Menschen in meiner Nähe zu wissen. Unser Zusammensein gewann an Reiz, als mir meine Beschützerin alte, vergilbte Briefe, zierliche beschriebene Blätter Emin Paschas brachte, und von der Zeit an wanderte ein

ernster deutscher Pionier und Gelehrter unhörbar zwischen uns, obwohl längst als stiller Held unter Afrikas heißem Sande ruhend. Altafrikanische Schicksale und Lebensbilder wusste sie gestreng und feierlich zu schildern, Menschen, die mit und ohne Schuld ein tragisches Ende fanden, oder nach langen Kriegen ihre Persönlichkeit durchsetzen. Dass die gestrenge alte Diakonissin ihre frühere Mitschwester, Frieda von Bülow, der Afrika ein Sprungbrett ins heißeste Leben und ein buntes Bilderbuch war, in neuen Farben und Formen ihre geniale Persönlichkeit auszusprechen, kurz, dass die barmherzige Schwester die bekannte Autorin etwas hart beurteilte, konnte ich ihr von ihrem Standpunkt aus nicht ganz verdenken.

Die nächsten Tage stiegen meine Fieber von neuem; schwül, taumelig war mir zu Mute.

Zu meinen Füßen lag die Katzenmutter und saugte ihre Jungen, und der Papagei regte sich wieder unmäßig darüber auf. Jetzt kannte ich seine Geschichte. Es gibt eigentümliche Menschen- und eigentümliche Tierfreundschaften. Der kleine Papagei war eng mit der Katze befreundet gewesen und hatte ihr jeden Tag im Sonnenschein den Pelz abgesucht, sie dabei sachte gekrault und dafür Mittags zwischen ihren vier Pfoten auf dem Pelze ruhen dürfen. Und jetzt waren erschwerende Umstände eingetreten. Noch suchte jeden Tag der Papagei der Freundin den Pelz ab, aber nur um — und das war das Ensetzliche, was den geprellten Vogel quälte — am Nachmittag denselben Platz besetzt zu finden. Er war heute außer sich, er polterte, quitschte, rutschte, flatterte, doch keines der vier säugenden Kätzchen begriff, dass es Platz machen sollte, am allerwenigsten schien es die Mutter zu begreifen. Da ging dem Bedauernswerten plötzlich ein Licht auf. Warum sollte er nicht auch saugen können? Er drängte sich leidenschaftlich zwischen die Kleinen hinein und tat offenbar sein Möglichstes, denn jetzt erlebte ich auf einmal eine so schrille, herzerreißende Auseinandersetzung, dass ich trotz Fieber dazwischen fuhr und dem Aufruhr ein Ende bereitete.

Doch der kleine, bunte Papagei blieb für immer untröstlich.

Nicht nur die Tiere wurden geliebt und gepflegt, nein auch der schwarze Koch, das hässliche Waschweib und ihr elendes Kindchen. Der schwarze Koch, den Schwester Beate als armen,

verlassenen Jungen irgendwo aufgelesen hatte, vergalt ihr die Güte mit großer Faulheit, aber dafür einer gewissen noblen Gutmütigkeit im Bestehlen.

Einst sah ich seine schwarze Gestalt am Küchenfenster hantieren, an das ein üppiger Bougainvillestrauch seine tiefroten und doch mit einem leicht blauen Schmelz und Duft übergossenen Zweige anschmiegte. Die schmutzige schwarze Hand griff ins Blumenmeer und holte ein schneeweißes Ei heraus. Ich trat näher: Ja, da legten ethisch hochstehende Hühner dem faulen Koch Eier direkt vors Küchenfenster, in einen roten, leuchtenden Blütenraum hinein.

Und über die ganze Zeit tönnten vom nahen Hügel Gesänge von Klageweibern. Irgend ein toter Häuptling wurde betrauert, ja, in Begleitung eintöniger Trommelschläge pflichtgemäß und unter großen Anstrengungen beheult. Die Ferne gab den Klagen menschlichere Töne, doch dumpf, dumpf hämmerten die Trommelschläge immer wieder an meinen fiebernden Kopf.

Eines Tages jedoch lag die Welt wieder neugeboren vor mir. Ich war fieberfrei, ja mehr wie dies: unternehmungslustig. Ich stieg zur Tiefe und kurze Zeit über modernden Urwaldgrund; dann lag blau und still die Meerbucht vor mir. Die brandenden Wasserzungen umspülten in regelmäßigen Rhythmen meine Sohlen und schoben hunderte kleiner, bunter Muscheln ans Land. Ich sammelte und band mein Spielzeug in ein Taschentuch. Da sprangen mir aus einsamen Schilfhütten nackte, schwarze Jungen entgegen, umtosten mich wie eine Schar kleiner, dummer, bettelnder Hunde und wichen erst meiner absoluten Gleichgültigkeit.

Ich sehnte mich nach Stille. Und als ich endlich die lärmende, lästige Meute abgeschüttelt, die nie aufhörenden Bitten um Tabak zurückgewiesen hatte, glaubte ich, müde und verstimmt zurückkehren zu müssen, denn wer konnte wissen, wie viele solcher Attacken mir noch drohten.

Doch da wurde es plötzlich still und stiller um mich her, und es war zugleich, wie wenn die große Stille dämonisch zu leben begänne. Ein Felsblock lag draußen im Meer, leicht zu erreichen. Ich kletterte hinaus. Wunderbar war alles. Wie verzaubert. Und die tiefe Bläue des durchsichtigen Wassers fing an

zu leben und zu leuchten; sie fing an zu brennen und zu spielen. Rote, blaue, gelbe, silberne Fische zuckten da unten hin und her. Ein bunter Blitz verglomm, ein anderer leuchtete auf. Und dort griffen die schneeweißen Korallenbäume aus der Tiefe wie gequält zum Lichte empor. Etwas Unerlöstes lag im Meere. Eine uralte mystische Spiellust durchschauerte mich. Ich warf meine Muscheln in ihre blaue, traumhafte Welt zurück; zitternd, fragend versanken sie vor meinen durstigen Augen. Mich selbst zog es unaufhaltsam ins Meer hinein, und wie wenn des Wassers Bläue, wie wenn weiße Korallen und stumme Fische singen könnten, hörte ich plötzlich eine irre, süße, leise verhallende Musik. Etwas Unerlöstes lag in der Tiefe — ein wahnsinniges, unergründliches Spielen. —

Noch gestern hatte ich gefiebert. Ich kletterte rasch ans Land. Der tiefe, kühlende Schatten eines Baumriesen nahm mich auf. Ich setzte mich müde unter seine Äste: da sah ich, dass er von oben bis unten mit weißen Blüten besät war. Seltsam. Ich hatte vorher nur das müde, mattsatte Urwaldgrün gesehen.

Die Stille wurde mir unheimlich. Gibt es am Ende auch einen solchen Tropenkoller? Eine irre Gewalt, die ins Meer zieht?

In der Ferne hörte und sah ich die schwarzen, nackten Jungen springen und lärmern. Welche Erlösung. Entschlossen schritt ich der wilden, mutwilligen und ewig bettelnden Kinderbande entgegen. Auf meinem weißen Kleide zeigten sich nachher die Spuren ihrer neugierig tastenden Händchen und Hände.

Bei meiner Beschützerin wurde ich wieder nüchtern und vernünftig. Es ging mir täglich besser und nach zweiwöchentlicher Genesung waltete ich meines Amtes. Arbeit, Sorgen, Alltäglichkeit kamen wieder.

AARAU

M. HUNZIKER

(Schluss folgt)

